

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 48.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfenning. — In Heften à 35 Pfenning.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verschlungene Lebenswege.

Roman von Franz Carion.

(21. Fortsetzung)

Die Nacht lag so finster in den Gassen, daß die Häuser trotz ihrem massigen Dunkel sich kaum erkennbar hervorhoben. Einer der letzten Flüchtlinge stolperte über einen im Wege liegenden Stein und mußte hart niedergefallen sein, denn er vermochte sich nicht rasch aufzurichten, um mit seinen Fluchtgefährten weiter zu kommen. Wie nach blutiger Schlacht die Retirade der Besiegten, wenigstens zumteil, das Band der Kameradschaft unter ihnen auflöst und jeder nur trachtet der Gefangenschaft durch den verfolgenden Feind zu entgehen, so auch stellte sich hier der Fall heraus. Trotz seines Rufens hörten die ihm zunächst Fliehenden nicht und in wenigen Minuten vernahm auch er nichts mehr von dem Geräusch ihrer Flucht, denn sie waren in eine Seitengasse eingebogen und jeder Augenblick erweiterte die Entfernung zwischen ihnen und ihm . . . bald war alles ruhig um ihn her. Nachdem er das ihn so heftig schmerzende rechte Knie aufmerksam untersucht hatte, konnte er sich mit der Ueberzeugung trösten, daß es nur hart aufgeschlagen sei und stark blute, durchaus keine schwerere Beschädigung erlitten, aber ihn leider in die Unmöglichkeit versetzt habe, weiter zu kommen. Was sollte er beginnen? Er war rat- und tatlos. Endlich gelangte er zu dem Entschluß, sich zu dem ihm nächsten Hause zu schleppen, indes ehe er denselben ausführen konnte, war die Vereitlung auch schon zur Stelle. Aus einer Nebenstraße bog ein Trupp Männer, einer voran, eine große brennende Stalllaterne in der Hand. Sie kamen in scharfem Schritt auf ihn zu, als hätten sie gewußt, ihn hier zu finden. Ein tödtlicher Schreck bemächtigte sich seiner, als er im Laternenlichte Ratswächter erkannte.

„Zu spät . . . ich bin verloren!“ murmelte der Mann vor sich hin.

„Halt! Wer ist das? Antwort!“ rief der Rottenführer mit einer Donnerstimme.

„Ich bin gefallen und kann nicht gehen . . . ich habe mir sehr wehe getan.“

„Wer Teufel heißt euch in der Nacht spazieren gehen?“ schwanzte ihn jener an. „Nachtvögel duldet unser hochweiser Rat nicht. Leuchte her, Bartel . . . muß mir den guten Mann doch genauer befehen.“

Bartels Laternenlicht fiel voll auf des nächtlichen Spaziergängers kummerblaßes Gesicht.

„Tausend Schock Teufel!“ schrie der Rottenführer. „Ihr seid der Doktor-Apoteker von Hildesheim, kenne euch . . . o, ich habe Luchsaugen, prächtige Augen . . . weiß schon, Ihr gehört zu der Rotte Kora, die soviel Unglück über unser gutes Göttingen gebracht hat. Für Euch, Pillendreher, wärs auch besser gewesen, Ihr wäret in eurem Neste geblieben, vielleicht würde dann eure Giftbude nicht abgebrannt sein und euer kleines Mädchen . . .“

„Um Gott, um Christi willen, Mensch!“ schrie Doktor Philipp außer sich, ihn unterbrechend . . . „mein Kind, mein Gretchen . . .“

„Ihr seid schon ein rares Stück Vater . . . das muß wahr sein.“

Der Schreck, den diese so furchtbare Nachricht über Herrn Philipp gebracht hatte, wirkte so alle seine geistige Kraft zertümmend auf ihn ein, daß er zusammenzustürzen drohte und nur durch den starken Arm eines der handfesten Wächter vom Falle zurückgehalten wurde. Als er wieder zur vollen Besinnung kam und den Marsch nach dem Ratsgefängnis antreten sollte, bemerkte der Rottenführer doch zu seinem Mißvergnügen, daß dies nicht möglich sein werde. „Was nun, Leute? Wohin mit ihm?“ fragte er seine Untergebenen. „Das hat der Teufel . . . ja, wenn es nicht Nacht wäre!“

„Se nun,“ jagte einer der Leute . . . „ich wüßte schon, wie sich's machen ließe.“

„Heraus damit, Maulaffe!“ gebot jener grob.

„In einem der Häuser hier wohnt unser Ratschuster, der Michaelis. Der muß ihn aufnehmen, bis er morgen abgeholt wird . . . besseren Rat wird auch kein anderer geben können, ich glaub's nicht!“

„Der Rat ist gut, wenn der Schuster nicht etwa auf dem Dache wohnt“, stimmte der Rottenführer bei.

„Nein, zu ebener Erde, bin schon bei ihm gewesen. Aber jetzt ist's Nacht, die Häuser sehen sich alle gleich.“

Es dauerte ziemlich lange, ehe die Herren der Stadtguardia die Wohnung des ehrsamten Ratschusters aufgefunden und diesen

aus dem warmen Neste herausgeklopft hatten. Dabei waren die Nachbarn in den Nebenhäusern durch das Klopfen an die Fensterläden und das Sakrementiren und Fluchen des Rottenmeisters in einen Zustand der Anarchie geraten, der jedenfalls ein schlechtes Ende genommen haben würde, wenn der Gesuchte nicht noch zu rechter Zeit in aller Gemüthlichkeit seiner Schuster-ehre die Haustüre aufgeschlossen und durch eine stark qualmige Dellampe Licht in diese obskure Angelegenheit gebracht hätte.

„Was soll denn die Rederei zur Nachtzeit?“ rief der Meister vom Pechdraht. „Aha, da ist ja der Herr Rottenführer, der solchen Höllenlärm macht... konnte mir's wohl denken! Was soll's, he?“

„Einen Mann zu euch ins Logis nehmen, der gefallen ist und nicht mit uns weiter marschiren kann,“ war die Antwort. „In der Frühe wird er abgeholt.“

„Wo ist er?“

„Her mit dem Arrestanten!“ kommandirte der Vorige. Auf zwei der Ratswächter gestützt wurde Doktor Philipp herbeigeführt. In seinem Gesichte drückte sich der Schmerz aus, den ihm das verletzte Knie machen mußte, er zog den Fuß nach sich.

Als ihn seine Beistände bis in die Wohnung des Voranleuchtenden gebracht hatten, sagte dieser zu ihm: „'s ist grade kein Puzzimmer hier, nur eines armen Mannes Nest, wo er mit Frau und Kindern haust... 's wird Ihnen auch sonderbar vorkommen, daß es hier so merkwürdig duftet, so nach Fischtran und dergleichen... lassen Sie Sich das nicht stören. Ich bin Schuster, das ist das ganze Geheimnis. Uebrigens will ich Ihnen helfen, Herr, so gut ich kann, sagen Sie nur wie?... wir machen's möglich.“

Das war so herzlich geredet, daß ihm Herr Philipp die Hand reichte und ein paar schwere Tränen ihm über die Wangen liefen. Das leichteste und beste Hilfsmittel, kalte Wasserumschläge auf das dunkelrote, geschwollene Knie, ward schnell herbeigeschafft und angewendet, Hitze und Geschwulst minderten sich etwas.

„Herr, das wird lange dauern, ehe es bessert“, hob der Schuster kopfschüttelnd an. „Hätte ich Geld, finge ich's anders an... und das würde von besserem Erfolg sein.“

„Was tåtet Ihr denn?“

„Ich liewe zu meinem Herrn Gebatter, dem Herrn Oberchirurg in der Klinik, daß er Sie auf ein paar Tage in die Anstalt nimmt. Da werden Sie nach der Tabulatur gepflegt. Freilich, es kostet Geld.“

„Ich zahle es gern. Holt ihn. Setz mir das Wasser zu den Umschlägen her.“

Kaum graute der Morgen, als ein paar stånunige Männer Doktor Philipp in einer Krankensånfte nach der Klinik trugen, nebenher schritt der Herr Oberchirurg. Es war das einzige, was geschehen konnte, um sehr möglichen üblen Folgen des Falles vorzubeugen. Auf diesem Wege hörte der Transportirte die letzten Arztschläge von den Thoren herschallen, wo man die Berrammungen und Palissaden in aller Eile beseitigte, welche in den Tagen der Unruhen bestimmt waren, den Einmarsch des Militårs abzuwehren. Nach wenigen Stunden sollte der Truppen-einzug mit klingendem Spiel geschehen als... Sonntagsfreude für die Göttinger.

Zwischen dem Herrn Oberchirurgen und Doktor Philipp waltete kein Geheimnis, wer der letztere sei, denn es würde unter die Låcherlichkeiten gehört haben, wenn der weit und breit bekannte Hildesheimer Doktor-Apoteker seinen Namen hätte verschweigen wollen, und er mußte ihn ja auch nennen, im Patientenduche für die kleine Zahl der in der Klinik Verpflegten wurde ja jeder derselben eingeschrieben... das war nicht zu umgehen. Der Oberchirurg war ein nicht minder schweigsamer Mann als Doktor Philipp. Als letzterer ihm seinen Namen genannt hatte, haftere jenes Blick starr auf ihm. „Und die politische Leidenschaft konnte wirklich die Vaterliebe in Eurem Herzen betåuben?“ fragte er nach einer Weile mit so schneidigem Tone, daß der von ihm mit Recht Getadelte die Augen zu Boden schlug und ein Frösteln ihn durchzitterte. „Ich hätt's

nicht gekonnt, das sage ich Euch offen ins Gesicht“, redete jener weiter. „Mir hat Gott meine beiden Kinder genommen, ich weiß, was es heißt Kinder verlieren, und Ihr vermochet's Euer Kind... 's soll, wie man hier erzählt hat, ein liebenswürdiges kleines Mädchen gewesen sein... zu verlassen, als es in so schwerer Krankheit niederlag, an der viele Taufende schon gestorben sind... verlassen, um der großen Haussen willen, die über uns den Fluch der Revolution gebracht haben.“

Aus Doktor Philipp's Munde ließ sich ein gurgelnder Ton vernehmen, als wär er dem Ersticken nahe, ein Tranenstrom uberfloß sein bleiches, hageres Gesicht. „Mein Kind... mein Gretchen... tot!“ jammerte er.

„Das habe ich nicht gesagt,“ sprach der Oberchirurg. „Dem Feuertode ist sie glücklich entrisßen worden durch einen jungen Menschen ihres Offizierpersonals, er trug sie auf einer in dem heftig brausenden Sturme schwankenden Leiter aus ihrer Wohnung herunter... weiter weiß ich nichts. Die Hoffnung, daß das gerettete junge Mädchen noch lebt, ist natürlich durch dessen Rettung aus dem Feuer nicht als verbirgt zu betrachten, indes sie ist sehr leicht möglich, und das muß Euch Trost geben, bis Ihr das Richtige erfahren werdet.“

Doktor Philipp führte in der Klinik, welche ihn auf einige Wochen beherbergte, ein sehr einsames Leben. Es gebrach ihm an nichts, die Verpflegung war tadellos, die Aufmerksamkeit des Oberchirurg ließ es in keiner Beziehung an irgend etwas fehlen; aber von einer Erhebung seines schwer bedrückten Gemthslebens war keine Rede, sein Pfleger war dazu nicht geschaffen. Der Mann war zu ernst, zu einsilbig, um jemand geistig aufzurichten. Was er sprach oder fragte, war immer nur auf's äußerste beschränkt, niemals vertraulich... er glich einem Katechismus, der in Fragen und Antworten die knappste Form festhält.

Stundenlang sann Doktor Philipp über sein verfehltes Leben nach und konnte nicht in Abrede stellen, daß er sich allein der Schuld der Verödung desselben zeihen muisse. Sein worttarges, dustres Wesen hatte das Herz seines Weibes von ihm zurckgeschreckt, er erschien demselben zu wenig liebenswürdig und es wendete sich dem zu, der mit heiterer Jugendlust ihm entgegentrat. Die geheime Sünde im Herzen des Weibes ist wie ein Schatz, der immer schwerer in die Tiefe sinkt, kein Zauber beschwört ihn an's Licht heraufzusteigen, das Dunkel ist seine Geburtsstätte und zugleich die des Fluches, welcher unlöslich an sie geschmiedet ist. Als Lucie, seine treulose Gattin, ihr kleines liebliches Gretchen hatte verlassen können, um Sir Richard Clinton nach England zu folgen, war Doktor Philipp auf's tiefste empört. Nicht allein an ihm hatte sie gesndigt, auch an ihrem Kinde war sie zur treulosen Mutter geworden... er hielt dieses Vergehen einer Mutter für das unverzeihlichste Verbrechen unter der Sonne. Und jetzt... jetzt!

Schauer durchfaltete ihm das Herz, er hatte ein noch unverzeihlicheres an diesem Kinde begangen. Einer Krankheit verfallen, bei deren Anblick alle scheu die Augen abwenden, deren Nähe mit Ansteckung droht und deren Verlauf nicht selten tödlich ist, hatte er dies einzige, ihm so herzensehliche Kind verlassen, um einer Leidenschaft zu folgen, welche ihre Teilnehmer schließlich um ihre Lebensstellung bringt und sie im günstigsten Falle zu heimatlosen Flchtlingen macht, im ungünstigen Kerkertod für sie in Bereitschaft offen hält. Er hatte freilich für sich zur Entschuldigung, daß er einen Stellvertreter für sich zuricklief, auf welchen er sich wie auf sich selbst verlassen konnte, und eine Pflegerin, die das kranke Kind wie eine Mutter liebte. Und wer konnte für die Feuersbrunst und den schrecklichen Sturm!

Zuweilen schien es, als würde ihm bei diesem Denken das Herz leichter; aber das war nur für sehr kurze Dauer, dann kehrten die beängstigenden Vorwürfe in seine Seele zurück... der einsam auf sein Lager hingestreckte Mensch war deren Beute.

Die wenigen Tage, welche er in Göttingen im Revolutions-trubel verlebte, hatten den Nebel verschweicht, der ihm den Aufstand als eine unfehlbar zum Siege über die Feinde des Volkes führende heilige Sache vorgespiegelt hatte. Die Erkenntnis, die ihm zuteil wurde, trat als erschreckende Enttäuschung seiner

Hoffnungen vor seine Augen. Die Mehrzahl der Männer, welche an der Spitze der Bewegung standen, huldigten dem Egoismus, sie wollten sich zu Herren erheben, deren Aussprüche und Befehle allein regierten, in ihrer Großmannsucht waren sie so verblendet, sich die Talente zutrauen, die durchaus nötig sind, um eine so ernste Angelegenheit zum Ziele zu bringen; der große untergeordnete Haufen zählte zu den Selbstschmeichlern, denen es Vergnügen macht, sich als Retter und Schützer ihrer Landsleute bis an die Zähne bewaffnet und bewundert zu wissen. Vergebens hatte Doktor Philipp es versucht, durch Mahnungen manches zu ändern, man sagte ihm einfach: dir fehlt es an Mut ... gehe nachhause, das ist das beste für dich.

Er ging nicht, seine Ehre stand ja auf dem Spiele. Sie jedoch waren nicht nachhause gegangen, wohl aber in stockdunkler Nacht von Hause gewichen, und er lag unfähig zu dem einen oder anderen in der Klinik, seine Ehre war teuer errungen. Nach drei Wochen war er wieder hergestellt.

Der Oberchirurg sagte zu ihm: „Heute noch holt man euch ab, Kollege Philipp, ihr werdet mit einem Transport Gefangener nach Hannover gebracht und habt durch eure Kurzeit hier in der Klinik nur das erspart, daß ihr unsere Ratsgefängnisse nicht kennen lerntet. Den Verlust habt ihr nicht zu betrauern.“

Gegen Mittag verließ Doktor Philipp die Klinik in des Oberchirurgen Begleitung, der ihn nach den Ratsgefängnissen brachte, wo bereits ein Trupp Gefangener des Transports nach Hannover harrete. Der Anblick seiner Unglücksgefährten, in deren Aeußerem die bereits bestandene Haft in den Ratsgefängnissen sich recht sichtbar kundgab, erschreckte ihn. Waren das blasse, vergrämte Gesicht! Was sie zu erwarten hatten, gehörte zu dem Schlimmsten, das Gefangenen bevorstehen kann, über ihre nächste Zukunft sollte das letzte Urtheil gefällt werden ... ihnen galt das Zuchthaus als einzige Aussicht.

Gleich einem schlimmen Omen drängte sich ihm das Wiedersehen des groben Rottmeisters vor Augen, der, als der Wagen zur Abfahrt bereit stand und alle eingestiegen waren, auf das Trittbrett trat und ihre Namen verlas. Als auch Doktor Philipp voll Scham sein „hier!“ mit halber Stimme abgegeben, rief der Rottmeister spöttisch: „Na, gute Unterhaltung im Zuchthause!“

Im selben Moment legte sich eine Hand schwer auf das Säbelgefaß des Lesenden, so daß derselbe einen niederziehenden Druck des Bandeliers auf der Schulter fühlte und zornig nieder sah, aber gewaltig erschrak, als er den Oberchirurg erblickte, der mit sehr ernster Stimme zu ihm sagte: „Darüber wird er sich zu verantworten haben, merke er sich’s.“

Wenige Minuten nachher rollte der langgebaute Transportwagen von dannen.

8. Unter Freunden.

Es gibt ein norddeutsches Kanaan und das ist das Fürstentum Calenberg, das Land der Altachsen zwischen Deister und Leine, wo die Giebel der Häuser das seit Woban's Zeiten heilige Sachsenzeichen, zwei in gekreuzter Lage angebrachte Pferdeköpfe, präsentiren. Dort ist alles harmonisch, die Bauern sind mit ihrem Grund und Boden so zu sagen verwachsen, denn wenn sie von ihren Feldern kommen, schleppen sie einen halben Acker an ihren Stiefeln mit in ihr Gehöft. Der Boden ist so zähe und schwer wie sein Bauer, aber die Ernten haben fast den gleichen Körnersegen wie die des Nildelta und die Wiesen spenden die prächtigsten Weiden für die zahlreichen Viehherden, auf den welche jeder calenberger Viehzüchter mit recht stolz ist. Dort hat die uralte Zeit, obwohl viele Neuerungen sich einheimisch gemacht haben, doch noch viel Bestand. Das größte Gehöft ist das des Ueber-Meiers. Ueber-Meier, Boll-Meier, Halb-Meier stammen aus des tapferen Sachsenherzogs Wittelkind Zeit, der so schwere Kämpfe gegen Kaiser Karl den Großen führte, zuletzt unterlag und sich taufen ließ, welchem Beispiel sein treues Volk folgte. Kein Edelmann aus altem Adelshause kann stolzer auf seinen Stammesbaum sein, als der Ueber-Meier auf seinen mindestens tausendjährigen Titel und jeder Calenberger neigt sich

ehrfurchtsvoll vor ihm, denn er sieht in ihm einen Repräsentanten der alten Kraft und des Ruhms seines eigenen Volkes. Um dieser hoheitsvollen Erinnerung aus der Urbäter Zeit willen gehören die Gehöfte dieses Bauernadels zumeist immer noch der alten Bauart an, wie sie zu Wittelkind's verklungenen Tagen üblich war.

Diese Häuser sind langgestreckt, haben nur Erdgeschöß und Dach. Nach der Straße zugekehrt ist eine gewaltige Türe zum Einfahren des hochbeladenen vierspännigen Korn- oder Heuwagens. Dann öffnet sich die lehmgestampfte Tenne, Diele genannt. Zur rechten Seite stehen die Kühe und Rinder in langer Reihe, die Köpfe neugierig über die Krippe streckend, während auf der anderen Seite die Pferdeställe und die Schlafstätten der Knechte und Mägde sich befinden. Der großen Haustür gegenüber brennt ein offenes Feuer auf niedrigem Heerde und oben unter dem Balkon hängen Speckseiten, Würste und Schinken. Zu beiden Seiten des Heerdes führen Türen in den Hof, in den Garten und in die verschiedenen Stuben und Kammern. Das ist das Innere eines altächsischen Bauernhauses.

Im Gehöft des Ueber-Meiers Hartschlag gab es allemal viel Lust und Lachen, wenn die Kühe von der Weide nachhause kamen, denn zu dieser Zeit fehlten die Kinder des Hausherrn niemals auf der Tenne, um die muntern, gutmütigen Tiere mit einer ihnen sehr angenehmen Spende zu empfangen. Das Jungvieh besonders war, wie man sprichwörtlich zu sagen pflegt, sämmtlich vom Bändel los und tollte in späßhaften Kapriolen und Kreuz- und Quersprüngen in den weiten Raum herein. Der Ueber-Meier hatte acht Kinder, zwei Jungen und sechs Mädchen, und zu diesen letzteren war seit einem Jahre eine Kostgängerin gekommen, welche damals, als sie hierher gebracht wurde, wenig Hoffnung gab, daß ihre Körperchwäche sich allmählich mindern werde, und doch war es so gekommen, der Genuß der frischen, würzigen Landluft hatte sie wieder stark und kräftig gemacht, und was nicht wenig dazu beitrug, das war der heitere Umgang mit den Kindern des Ueber-Meiers, welcher sich von großer Einwirkung auf sie erwies. Freilich machte sich der Anflug einer jeweilig sie überraschenden trüben Stimmung bei ihr noch merkbar, indes diese verschwand doch bald wieder. Sie war noch zu jung, um sich dem aufmunternden, lustigen Treiben ihrer Gespielinnen, die es so herzlich mit ihr meinten, entziehen zu können und zu wollen.

Gretchen Philipp hatte wohl Ursache, sich manches zu Herzen zu nehmen. Sie war mutterlos seit ihrer zartesten Kindheit und für ihre lebhafteste Phantasie wäre es besonders erhebend gewesen, wenn sie sich wenigstens eine bildliche Vorstellung von der Toten hätte machen können, wie ihr Vater und ihre Amme seit einigen Jahren übereinstimmend die Mutter bezeichneten. Nicht einmal ein Porträt besaß der Vater von ihr, und da er, wenn sie die Rede auf die Mutter brachte, allemal finster und mißlaunig wurde, so schwieg sie bald darüber; aber daß zwischen beiden viel schlimmes geschehen sein mußte, dieser Gedanke bildete sich bei ihr rasch aus, obwohl sie erst elf Jahre zählte und noch keine Ahnung von solchem Eheunglück hatte. Vielleicht würde dies Geheimnis ihr nicht unbekannt geblieben sein, wenn sie sich an einige ihrer Schulfreundinnen gewandt hätte, deren Eltern und Bekannte doch gewiß mehr von der Sache wußten; aber Gretchen empfand eine tiefe Scheu vor solcher Nachforschung, sie erschien ihr ehrenrührig gegen ihres Vaters Namen und zugleich eine Schändung des Andenkens der aus dem Leben geschiedenen Mutter, deren Liebe zu ihr der Vater ihr selbst bestätigt hatte. Es schmerzte sie, im Dunkeln über die räthselvolle Trennung ihrer Eltern bleiben zu müssen, denn auch von der Amme konnte sie keine diesen Gegenstand betreffende Aufklärung erlangen. Die sonst treue und in jeder Beziehung rechtschaffene Dienstperson wollte nichts weiter wissen, als daß sich zwischen dem Herrn Doktor und seiner Gattin ein großer Streit erhoben ... worüber? das wisse sie nicht ... der endlich damit geendet habe, daß sie sich vom Gericht hätten scheiden lassen und die Frau an einem frühen Morgen fortgerückt sei. Gretchen erkannte, daß ihr nichts übrig bleibe, als diese auf ihr so erdrückend lastende

Angelegenheit in Schweigen zu begraben. Gab es doch noch einen Kummer, der sie hart ergriffen hatte, und den zu lindern, sie auch gar kein Mittel aufzufinden wußte, und dieser betraf ihren Vater.

Nachdem sie als geheilt aus der Privatkrankenanstalt entlassen worden, brachte Doktor Wolfgang sie nach einem ländlichen Aufenthalt, damit sie nicht nur dem vielen Gerede über ihres Vaters Schicksal entzogen, sondern auch durch das freie Landleben wieder gekräftigt werde. Nur sehr allmählich schritt ihre Besserung vorwärts. Daß die Aermste die Spuren der überstandenen Blatternkrankheit noch so sichtbar in ihrem Gesicht trug, schreckte die Dorfleute von ihr ab, sie lebte einsam, eine Fremde unter Fremden, denn niemand ist herzloser als der Bauer gegen fremdes Leid. Die Amme, die bei dem Brand in der Apotheke einen schweren Fall getan und erst geheilt werden mußte, ehe sie ihre beschädigten Füße wieder gebrauchen konnte, war für das junge Mädchen ein wahrhafter Trost, wenigleich in deren Charakter sich manche Härten äußerten; aber Gretchen, daran gewöhnt, wußte wie das Rauhe in deren Benehmen zu deuten war und hatte die Ueberzeugung, daß diese sie trotzdem herzlich liebte.

Doktor Wolfgang erfüllte die ihm zugefallene schwere Aufgabe, für sie, das Kind seines Wohltäters, zu sorgen, so weit er es vermochte. Ihres Vaters Schicksal mußte ihr, wenigstens in der ersten Zeit, ganz verschwiegen bleiben. Er erfand die Ausrede, daß Doktor Philipp wegen der Freundschaft, welche er mit vielen der ausgezeichnetsten Männer des Landes gepflegt habe, von der königlichen Regierung nach Hannover berufen worden sei, welche daselbst eine Untersuchung veranstaltet habe, in wie weit das Gerücht wahr sei, man wolle den König vom Throne stoßen und dem üblen Beispiele folgen, welches die Franzosen im vorhergehenden Jahre der Welt gegeben, indem sie ihren König, den zehnten Karl, mit sammt seiner Familie aus dem Lande gejagt hätten.

„Das tut mein Papa nicht, Wolfgang, du kannst es glauben,“ entgegnete Gretchen mit großer Bestimmtheit. „Wird eine solche Untersuchung lange dauern?“

„Kind, ich kenne das zu wenig, aber ich glaube wohl nicht. Freilich, es sollen über hundert Personen sein, welche nach Hannover berufen wurden, indes das ist sicher übertrieben, denke ich.“

Das junge Mädchen faltete erschrocken die Hände im Schoße und äußerte halbblaut: „Da werden gewiß viele darunter sein, die wie mein guter Papa unschuldigermassen dazu gekommen sind.“

„Gar keine Frage; aber in's Unglück muß man sich ergeben, Kind, du siehst das ein.“

Doktor Wolfgang erkannte die Notwendigkeit, Gretchen in eine Situation zu bringen, wo sie Anregung im Umgange mit Altersgenossinnen finde, und er war sehr erfreut, daß er sich des Ueber-Meiers Hartschlag erinnerte, den Doktor Philipp vor zwei Jahren von schwerer mit dem Tode drohender Krankheit herstellte. Auch er hatte diesen kennen gelernt, da er oft als Stellvertreter für Doktor Philipp ihn besuchen mußte. Das gebiegene Wesen Wolfgang's hatte den ehrenwerten Landmann zu seinem Freunde gemacht, und der junge Arzt war zu allen Zeiten ein gern gesehener Gast im Gehöfte dieses reichen Mannes.

Was er von diesem braven Freunde erwartete, ging zu seiner Freude in Erfüllung; der Ueber-Meier erbot sich sofort, Gretchen und deren Amme zu sich zu nehmen, und die Ueberfiedelung der beiden ließ nicht lange auf sich warten. Der Erfolg dieser Veränderung war, wie schon erwähnt, ein sehr günstiger für Gretchen. Es bot einen ungemein lustigen Anblick, auf der Tenne das übermütige Jungvieh einen dichten Kreis um die Mädchen bilden und aus deren Händen mit größtem Behagen das ihnen hingehaltene Salz lecken zu sehen . . . wie drängten sie sich einander zuborzukommen und diese köstliche Labung möglichst mehrmals zu genießen, bis die stämmigen Mägde sie mit Püffen an ihre Orte trieben, wobei bedeutendes Gebrumm mit unterlief. Den Mädchen machte das ungeheuern Spaß und sie spielten dann Häschen auf der Diele bis zur Zeit, wo die Knechte mit den stattlichen Pferden kamen. An diese mächtig hohen Tiere wagten sich die jungen Mädchen natürlich nicht und stieberten, wenn sich's nur einigermaßen tun ließ, wie ein Flug junger Vögel auseinander in's Freie, das heißt in den Hof und von da in den Garten, wo sie sich ganz sicher geborgen wußten. Heute aber kam etwas dazwischen, was diesen Ausflug plötzlich zum Stillstand brachte.

Der Ueber-Meier kam im leichten, von einem Gespann kräftiger grauer Sennerpferde gezogenen Wagen nach Hause und neben ihm saß Doktor Wolfgang. Dies unerwartete Wiedersehen zwischen Gretchen und ihm war ein solch herzliches, daß der Ueber-Meier lachend sagte: „Nu, nu, ich bleibe schon bei dem, was ich vorhin gegen Euch aussprach, Doktor, und wenn Ihr's zehnmal leugnet . . . 's ist doch wahr.“

„Seid auf dem Holzwege, Ueber-Meier, kein Gedanke daran,“ antwortete Wolfgang. „Werden später darüber sprechen, jetzt ist Zeit und Ort nicht passend dazu.“

„Bestreite das nicht,“ stimmte jener bei.

Sie stiegen aus; Gretchen hing sich in Wolfgang's Arm ein und führte ihn ins Haus in die von ihr und der Amme bewohnte Kämmligkeit, Stube und Kammer. Das junge Mädchen hielt seine beiden Hände mit den ihren umschlossen und sah ihm eine Weile lang in die Augen, als wolle es durch sie in seine Seele schauen, dann fragte es zagend:

„Bringst du mir gute Neuigkeiten?“

„Je nun, Kind, die ich dir bringe, sind wandelfarben, wie so vieles in der Welt, nachdem man sie eben ansehen will.“

„O, mein Gott, das sind gewiß recht schlimme Nachrichten, du fängst so seltsam an,“ äußerte Gretchen. „O, sage sie mir gerade heraus, das ist lange nicht so schlimm, als diese traurige Einleitung.“

„Du hast recht, Kind,“ sprach der junge Arzt. „Ich verheimliche dir also nichts.“ Und nach kurzer Pause redet er weiter: „Wovon ich nichts wußte und auch nicht die geringste Ahnung hatte, erfuhr ich zu meiner höchsten Ueberschung, die mich so sehr mit Entsetzen schlug, daß es lange dauerte, ehe ich mich soweit zu fassen vermochte, die schreckliche Nachricht, dein Vater sei als eines der Häupter der Verschwörung gegen die königliche Regierung zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt worden, zu glauben.“

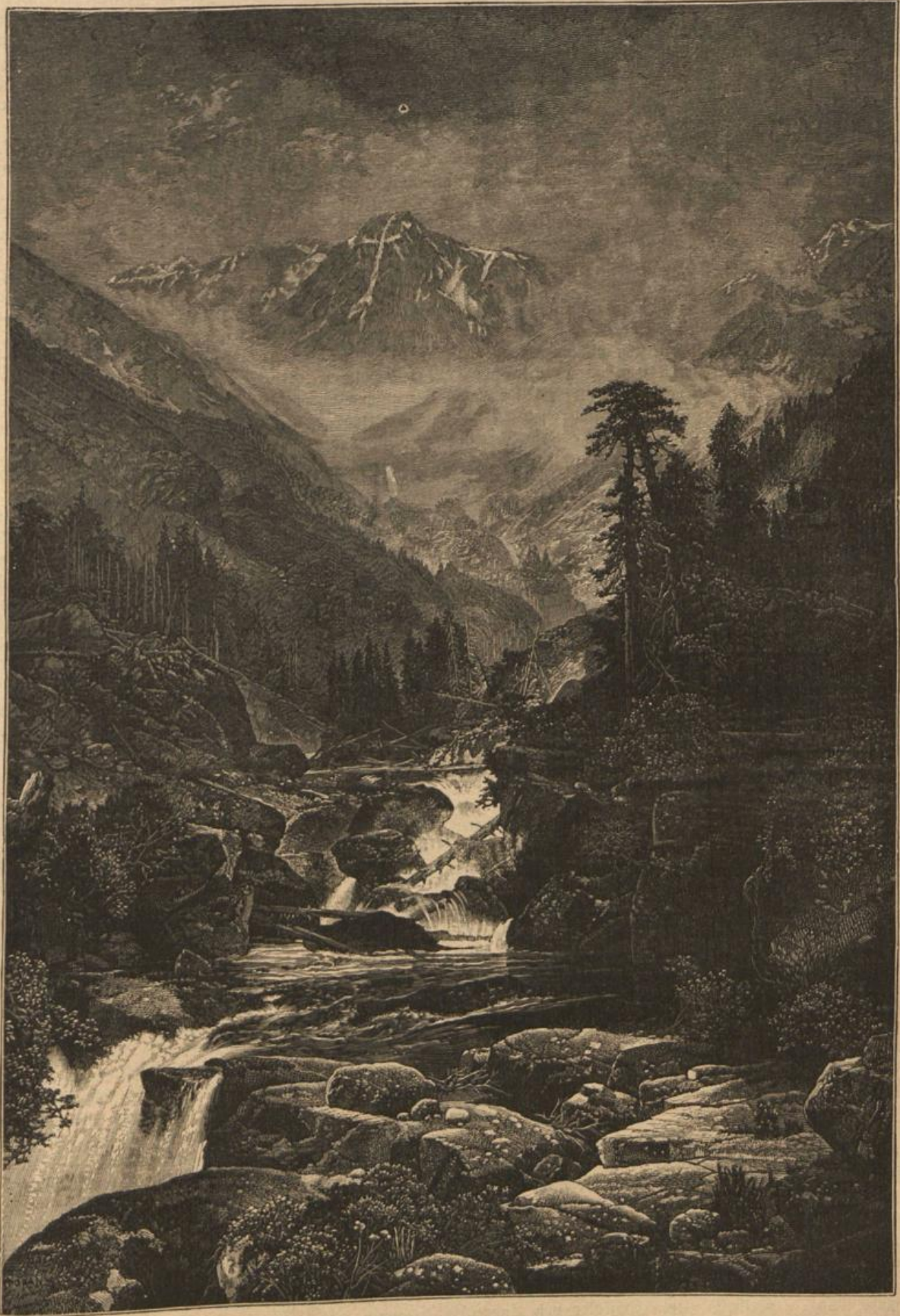
(Fortsetzung folgt.)

Josef Garibaldi.

(2. Fortsetzung.)

Garibaldi kam mit der Absicht, sich an der Nordküste der Insel Sardinien niederzulassen. Aber als er dahin segelte, ward das Schiff, das ihn trug, von einem wütenden Sturm überfallen, als es sich schon in der Straße von Bonifacio befand. Mit Not und Mühe konnte man sich nach dem Hafen der Insel Maddalena retten, derselben Insel, von der er 1849 durch die Regierung Viktor Emanuels vertrieben worden war. Er ließ sich von der Bewohnerchaft dieser Insel bestimmen, zu bleiben und wählte zu seinem dauernden Aufenthalt das durch ihn be-

rühmt gewordene Caprera, ein kleines Eiland, das von Maddalena durch einen schmalen Meeresarm getrennt ist. Mit seinem bekannten Waffengefährten Rino Bixio, der in Rom unter Garibaldi schwer verwundet worden war, baute sich der Verteidiger von Montevideo und Rom an. Er stellte sich ein einfaches Haus her auf dem Grund und Boden, den er mit seinen Ersparnissen sich angekauft, und lebte in dieser Einsamkeit, die Gedanken auf das Geschick seines Vaterlandes gerichtet und den Moment erwartend, wo er wieder in dasselbe eingreifen konnte. Wie oft



Der heilige Kreuzberg in Colorado.
(Siehe Seite 612.)

mag der Held, dessen Name der feurigen Jugend Italiens immer noch wie eine Kriegstrompete klang, bei dem Tosen der gewaltigen Brandung der Stürme gedacht haben, die sein Vaterland noch zu erwarten hatte, während der Spiegel der glatten See ihn ermahnt haben mag, festzuhalten an seinen Idealen, denn wie in der Natur so auch im Völkerleben folgt die heitere Ruhe auf den Sturm.

In Italien allerdings waren — und sind auch wohl noch — die Stürme nicht zu Ende. Die Kirchhofsruhe, welche die in den fünfziger Jahren hoch einerschreitende Reaktion den meisten der italienischen Staaten durch ein furchtbares Schreckensregiment aufgeprägt hatte, sollte kein Jahrzehnt dauern, aber Garibaldi ging das Elend Italiens so sehr zu Herzen, daß er an keinen baldigen Umschwung der Dinge glaubte und sich schon mit dem Plane beschäftigte, wieder nach Montevideo auszuwandern, als der erwartete Umschwung dennoch kam, freilich nicht so, wie man ihn erwartet hatte.

Die Freiheitsbewegung von 1848 war in Italien gründlich gescheitert und hinterließ dort weit weniger an positiven Erregenschaften wie anderwärts. Namentlich im Kirchenstaat und in Neapel wurde alles, was nur an 1848 erinnerte, mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Eine Menge von Todesurteilen und Hinrichtungen, 13 000 politische Gefangene und etwa 20 000 im Auslande weilende politische Flüchtlinge waren die Beweise für die Kraftleistungen der Reaktion im Kirchenstaat; in den übrigen Staaten war es nicht besser, mit Ausnahme jener Länder, wo die sardinische Dynastie regierte. Der Papst entschädigte seine getreuen Untertanen, indem er ihnen 1854 das Dogma von der unbefleckten Empfängnis verkünden ließ. In diesen italienischen Kleinstaaten lag geradezu alles im Argen, die Verwaltung, die Finanzen, die Justiz, das Schulwesen und die öffentliche Sicherheit. Dazu hatte sich die katholische Hierarchie wie eine Kreuzspinne am Körper Italiens festgezogen. Noch beim Regierungsantritt Cavour's kam in Piemont, dem freisinnigsten Staate Italiens, auf 227 Seelen schon 1 Kleriker und das Land war übersät mit Mönchs- und Nonnenklöstern, deren Invasen von der armen Bevölkerung erhalten werden mußten. Der ganz naturgemäße Gegenstoß auf die elenden, aus der Zerrissenheit hervorgehenden Zustände Italiens war eine nationale Einheitsbewegung. Nachdem die Bewegung von 1848, welche die Freiheit Italiens nebst seiner Einheit erstrebt hatte, gescheitert war, ließ ein großer Teil der Italiener den Kampf um politische Formen und Freiheiten fallen und suchte zunächst die Idee des einheitlichen Italiens zu propagieren. Die im Jahre 1848 und 1849 von Oesterreich in der Lombardei geschlagene Dynastie Savoyen stellte sich an die Spitze der Einheitsbewegung, was insofern ganz natürlich war, als die Einheit Italiens für das Land zwar vorteilhaft, für die Dynastie Savoyen, resp. die Vermehrung von deren Hausmacht, noch vorteilhafter war. Sagte doch einst Viktor Emanuel: „Man muß Italien wie eine Artischocke (d. h. blattweise) verspeisen.“ Cavour begann seinen Kulturkampf gegen den Klerus, welche Aktion in Piemont mehr Bedeutung hatte, als in Deutschland, denn in Piemont galt es noch Vorrechte der Geistlichkeit zu beseitigen, die man in Deutschland schon zur Zeit der napoleonischen Herrschaft nicht mehr kannte.

Die berühmten Verbannten Italiens mußten zu der Einheitsbewegung Stellung nehmen; Mazzini, der ehemalige römische Triumvir, blieb unversöhnlicher Republikaner; Manin, der Verteidiger von Venedig, der jene Lagunenstadt so lange hielt, bis die vom Mangel gepeinigte Bevölkerung sagte: „Wir haben jetzt nur noch das Fleisch Manins zu essen!“ und der sich in Paris als Sprachlehrer kümmerlich ernährte, schloß sich der neuen Bewegung an. Sein Testament hieß: „Schaart euch um Piemont!“ Manin starb 1857. Garibaldi, der Einsiedler von Caprera, war kein Parteimann, er war nur ein Mann der Tat. Man hat viel geredet und geschrieben über die politischen Anschauungen Garibaldis. Die ausschließlichen Parteimänner haben ihn unzuverlässig gefunden. Die Reaktionen nannten ihn einen unverbesserlichen Radikalen. Die Radikalen beschuldigten ihn der

Schwäche. Zweifellos ist, daß Garibaldi seine größten Taten nicht hätte vollbringen können, wenn er in den engen Rahmen eines bestimmten Parteiprogramms gebannt gewesen wäre. Die verschlungenen Wege hoher Politik waren dem ehrlichen Freischaaenführer gänzlich fremd; gegenüber den Ereignissen frug er einfach, was Italien von Nutzen sein könne und dafür zog er sein Schwert. Er war eben selbst eine Partei, eine kriegsführende Macht in Italien. Er wußte, daß von der Dynastie Savoyen für politische Freiheit nicht sonderlich viel zu hoffen war; daher seine Opposition gegen die verschiedenen Regierungen dieser Dynastie in Friedenszeiten und seine Abtrennung von der regulären Armee in den Feldzügen.

Die Einheit Italiens ohne die Oesterreicher in Venedig und der Lombardei, ohne den Papst in Rom, ohne die österreichischen Vasallen in den italienischen Kleinstaaten und ohne die Bourbonen in Neapel und Sicilien schien Garibaldi vorteilhafter mit der Dynastie Savoyen, als die Zersplitterung seines Vaterlandes und die Herrschaft der Oesterreicher. Das war sein ganzes Programm, das er 1860 zusammenfaßte in die Worte: „Italien und Viktor Emanuel!“ Schwerlich konnte Garibaldi damals ein populäreres Programm für seine Aktion finden, und dies Programm allein hielt ihm den Rücken frei, sonst hätte er auf seinem Zuge nach Neapel bald andere Gegner gefunden als die Neapolitaner.

Wer diese Umstände begreift, der wird auch die Handlungsweise Garibaldis und seine Stellung zu den Parteien verstehen.

Im Bündnis mit Napoleon III. begannen Cavour und Viktor Emanuel 1859 den Feldzug gegen Oesterreich. Der Dezemberkaiser, der als Präsident der französischen Republik zehn Jahre zuvor den General Dudinot gegen die römische Republik gesandt hatte, war für Garibaldi ein unüberwindlicher Stein des Anstoßes, und sein Groll stieg noch ungemein, als es bekannt wurde, daß man dem französischen Kaiser für seine Hilfeleistung Savoyen und Nizza versprochen hatte, wodurch auch Garibaldis Vaterstadt an Frankreich fiel. Dies hat Garibaldi bis an sein Ende nicht vergessen können, und noch auf seinem Sterbebett hat er sich mit äußerster Bitterkeit darüber ausgesprochen. Ohnehin sah Garibaldi ein, daß die von Viktor Emanuel mit Hilfe Napoleons eingeschlagene Politik nicht die Einigung Italiens, sondern nur die Vergrößerung Piemonts zum Ziele habe, da ja Napoleon III. mit seinen Bayonetten den Kirchenstaat aufrecht erhielt. Garibaldi hielt sich darum grollend zur Seite, wenn er schon die Ansicht hatte, daß sich Viktor Emanuel an die Spitze der gegenwärtigen Bewegung stellen und sie zum Siege führen müsse.

Untätig bleiben aber konnte und wollte Garibaldi nicht, und vom Standpunkte des Grafen Cavour aus war es weise gehandelt, daß die piemontesische Regierung Garibaldi einlud, ein Freicorps zu bilden. Einmal wollte man Garibaldi beschäftigen, zum andern wollte man alle Kräfte gegen Oesterreich in Bewegung setzen, und Cavour war nicht sehr wählerisch in seinen Mitteln. Er hielt sich rechts an Napoleon, links an Garibaldi. Der letztere mit seiner geraden und feurigen Natur faßte die Sache so ehrlich auf, wie er eben selbst dachte, reiste nach Turin und erließ einen Aufruf an seine alten Waffengefährten und an die italienische Jugend. Eine Reihe von glänzenden Namen des politischen Italiens schloß sich ihm an und die Jugend strömte ihm zu Tausenden zu. Aus den italienischen Einzelstaaten und den zu Oesterreich gehörigen Gebieten kam massenhafter Zuzug. Man darf nicht glauben, daß die Freiwilligen Garibaldis aus Leuten bestanden hätten, die vielleicht nur Dienst nahmen, weil sie keine Existenzmittel im bürgerlichen Leben gewinnen konnten; alle Klassen der Bevölkerung waren in seinen Bataillonen vertreten. Der Name Garibaldi entfachte aufs neue die italienische Begeisterung zu stürmischen Ausbrüchen, noch bevor der Krieg begonnen hatte.

Mazzini verwarf sowohl die Unterstützung Frankreichs, als auch die Führerschaft Viktor Emanuels; er wollte Italien nur als große und starke Republik; Garibaldi, der momentan Mazzini's Ziel nicht für erreichbar hielt, wollte ein einiges und starkes Italien ohne Berücksichtigung der Regierungsform. Während

sich Garibaldi und Mazzini nicht einigen konnten, legte der piemontesische Kriegsminister Lamarmora, der als ächter Kamasschen-general natürlich die Freicorps haßte, dem Volkshelden alle Hindernisse in den Weg, die er aufstürmen konnte. Aber Garibaldi mit seiner Energie triumphte über alle Hindernisse, der Nationalverein Italiens, dem er angehörte, unterstützte ihn und so kam das berühmte Corps der Alpenjäger trotz aller Intriguen dennoch zu Stande. Garibaldi wurde zum piemontesischen Generalmajor ernannt und leistete dem König auch den Eid der Treue. Die glänzende Generalsuniform wollte ihm jedoch nicht behagen, und er vertauschte sie bei jeder Gelegenheit mit der Bluse und dem runden Hut.

In kurzer Zeit war das Garibaldi'sche Corps, zu dem die glänzendsten Familien Italiens ihre Söhne gesandt hatten, auf etwa 5000 Mann gestiegen. In seiner ersten Proclamation an seine Alpenjäger kam die berühmt gewordene Stelle vor: „Ich kann euch nicht mehr bieten, als Durst und Hitze bei Tage, Kälte und Hunger bei Nacht und Gefahren zu jeder Zeit, aber das Ziel aller dieser Leiden ist die Unabhängigkeit Italiens. Diebe lasse ich ohne Erbarmen erschießen, die Insubordination bestrafe ich auf das strengste.“

Als der Kampf in der Lombardei begann, half Garibaldi zunächst mit seinen Alpenjägern Turin gegen die heranrückenden Oesterreicher decken; nachdem sich aber die französische Armee mit der sardinischen vereinigt hatte, so daß für Turin keine Gefahr mehr bestand, operirte er selbständig. Mit einem kühnen Flankenmarsch und von der entflammten Bevölkerung überall mit unbeschreiblichem Jubel empfangen überschritt Garibaldi den Ticino ganz in der Nähe des Lago Maggiore, täuschte die österreichischen Streikcorps, brach in die Lombardei ein und marschirte im Rücken des österreichischen Hauptheeres auf Varese. Der österreichische „Heerverderber“, Graf Giulay, der anfangs gesagt hatte, er wolle Garibaldi „garnicht beachten“, fand ihn denn doch nun beachtenswert genug, um den Feldmarschalllieutenant Urban mit 8000 Mann gegen ihn zu detachiren. Zugleich erließ General „Heerverderber“ eine wütende und bluttriefende Proclamation gegen Garibaldi und alle, die ihn unterstützen würden. Urban griff das von Garibaldi besetzte und verschanzte Varese an, wurde aber blutig abgewiesen und verlor zwei Kanonen. Hätte man jetzt Garibaldi, wie er verlangte, reguläre Truppen zur Verstärkung gesandt, so hätte er wirksam in den Feldzug eingreifen können. Aber Cavour sandte ihm nur eine Depesche, lautend: „Allgemeine Insurrektion!“

Urban, in noch mehreren Gefechten geschlagen, mußte bis Monza zurückweichen. Bei dieser Gelegenheit ließ Urban den einzigen Alpenjäger, der in seine Hände gefallen war, erschießen; Garibaldi ließ von 21 gefangenen Oesterreichern dafür zwei erschießen. Diese Grausamkeiten erregten viel Lärm; die „Gutschnitten“ tabelten natürlich nur Garibaldi und verschwiegen, daß Urban der Provocatour war. Mit anerkenntnismwerter Gewissenhaftigkeit wurde die grausame und brutale Kriegsführung

Urban's, der sich 1849 in Ungarn in derselben Weise hervorgetan hatte, von der englischen Presse an's Licht gezogen und verurtheilt.

Urban drang von Monza aus mit Uebermacht wieder vor, schlug eine Abtheilung der Alpenjäger bei Varese und zwang Garibaldi, das schon besetzte Como wieder zu verlassen. Ein Angriff Garibaldi's auf den am Lago Maggiore liegenden festen Platz Laveno mißlang, die aufgestandene Bevölkerung verlor bei den schrecklichen Drohungen der Oesterreicher den Mut und Garibaldi, von den Oesterreichern auf den kleinen Fleck zwischen dem Lago di Como, dem Lago Maggiore und der schweizer Grenze eingezwängt, kam in eine verzweifelte Lage. Aber in diesem Guerillakrieg gegen eine Uebermacht offenbarten sich die unerschöpflichen Hilfsmittel seines Geistes; mehr als einmal ließ er sein ganzes Corps sich zerstreuen, um auf geheimen Wegen an anderen Orten sich wieder zu vereinigen; öfter schlichen sich einzelne in großer Zahl durch die österreichischen Linien und beunruhigten dann den Feind im Rücken. Bei alldem gelang es Garibaldi wiederum, Como zu besetzen, und er bekam Lust durch das Vordringen der Verbündeten, insolge dessen Urban zurückweichen mußte.

Viktor Emanuel belobte öffentlich Garibaldi und sein Corps und verteilte viele Decorationen an das letztere. Die Sendung von Verstärkungen zur rechten Zeit wäre Garibaldi weit lieber gewesen. Indessen setzte er über den Lago di Como nach Lecco und rückte auf Bergamo, wo die österreichische Besatzung abzog. Die Stadt, die sofort in Aufrüstung kam, ward besetzt und ein Angriff der Oesterreicher, die sie wieder erobern wollten, in einem blutigen Gefechte siegreich abgeschlagen. Hier erschien auch der berühmte „Engländer Garibaldi's“, der sich „auf eigene Faust“ gegen Oesterreich schlug. Er war ein nie fehlender Schütze und tat mit seiner Doppelbüchse den Oesterreichern viel Schaden. Nach jedem Schuß überzeugte er sich mit einem großen Operngucker von dem Erfolg*).

*) Ueber diesen mysteriösen Engländer, der sich „Sir John Williams Beard“ nannte, stand unlängst in einigen Blättern zu lesen: „Einem niederträchtigen Sport huldigte ein Engländer, der nach der Schlacht bei Mentana unter den Schaaren Garibaldi's gesehen wurde. Mit einem Gewehr von außerordentlicher Tragweite placirte sich dieser Schurke an einem für feindliche Kugeln unzugänglichen Orte und knallte von da die Menschen, die seine Mordwaffe erreichen konnte, bequem nieder; in einem Tagebuch verzeichnete er gewissenhaft seine feigen Morde.“ Dem gegenüber hat Garibaldi selbst bestätigt, daß der Engländer nicht für feindliche Kugeln unzugänglich war. Im Gegentheil setzte er sich stets dem dichtesten Feuer aus, und man staunte über die unerschütterliche Ruhe, mit welcher er die Geschosse aus Gewehren und Kanonen an sich vorüberlassen ließ. Dabei war seine Statur höchst auffallend für den Feind, sowie seine Kleidung, aber er deckte sich nicht im mindesten. Garibaldi sagte ihm: „Sie sind ein Tapferer!“ Einem feigen Mörder würde er das nicht gesagt haben. Uebrigens kommandirte Herr Beard auf Sizilien unter Garibaldi ein Bataillon aus englischen Freiwilligen.

(Fortsetzung folgt.)

Edle Liebe.

Novelle.

(2. Fortsetzung.)

„War alles tot für uns, weil unser Harry tot war, fuhr sie fort. Der Obrist schrieb und schrieb nach Deutschland Briefe über Briefe an alte gute Freunde, an neue Geschäftsfreunde, an Minister und Potentaten — aber keiner wußte von Harry an Bluff, keiner hatte von Harry Bluff gehört und so geht es bis heute — bis heute nichts, immer nichts für den Obrist aus Germany!“

„Da ward dem Bruder das Leben verhaßt in New-York und die Menschheit zuwider, wollte nichts vom Leben haben und von der Menschheit nichts wissen, um seines verlorenen

Jungen willen. Und nun packten wir ein, und verließen New-York, zogen hieher, kauften diese Villa und das Land und hier siehst du's — da liegt's, wie es vor zwei Jahren abgeladen ward. Das schöne Land liegt wüßt und der Garten verwildert, um seines Jungen willen. Was soll uns Haus und Land und Garten, da wir unsern Harry, unsern prächtigen Jungen nicht haben! Wer gibt uns unsern Jungen zurück!“

Katharine verstummte wieder und weinte still; dann begann sie von neuem:

„Liegt er im fremden Lande unterm Rasen oder auf dem

Meeresgrund? Gott allein weiß es. Er sagt's uns nicht, und wir wissen es nicht. Oder liegt er gar elend und krank in der Fremde — wo — gefangen und verwundet? Warum wissen wir's nicht, wenn es zwei, drei doch wissen, die um ihn sind, warum wir nicht? Wir allein nicht und liebt ihn doch keiner, kann ihn doch keiner lieben wie wir! O, er lebt, denn wir wissen nicht, daß er tot ist, und er ist tot, denn wir wissen nicht, daß er lebt — o, unser schöner, lieber, traustester Junge ist fort und kommt nicht wieder, nimmer — kommt nimmer wieder!"

Katharine drückte die Hände vor das Gesicht. Lizzi saß traurig, mit zu Boden gesenkten nassen Augen, nahm langsam die Hände Katharinens und zog sie an sich.

"Das ist sehr traurig, sagte Lizzi leise. O, was möchte ich tun, um Euch den Schmerz um Harry zu lindern. Ich bin ja so arm und kann nichts tun. O, der arme gute Obrist, wie dauert er mich, wie dauerst du mich, liebe gute Katharine! O, ich habe auch verloren, mehr verloren als du denkst, Katharina, und weiß, was es ist, um Verlorenes weinen! Aber komm' hinaus, es ist hier so kalt, mich friert. Draußen ist's hell und warm, komm hinaus Katharine, es tut dir nicht gut hier."

"Ja, Lieschen, komm, sagte Katharine, mühsam aufstehend, komm hinauf auf die Terrasse, damit du noch mehr siehst, was der Gram um unsern Jungen getan — o, es ist traurig und kläglich, was der Gram tut!"

Und wieder faßte sie Lieschen an der Hand und zog sie mit sich die Treppe in die Höhe auf die Terrasse des Gartens hinter dem Hause. Da standen sie eben, gerade wie die Frühlingssonne sich den westlichen Höhen des Ozark-Gebirges zuneigte und allmählich hinter leichten Dunstwolken über die ganze Landschaft ihre sanften Schattenschleier hinbreitete. Hütten und Häuser, die rötlichen Dächer der Stadt lagen so ruhig in der milden Frühlingsabendluft, schauten so matt, so müde, so sehnsuchtsvoll der Nacht entgegen. Die bewaldeten Gipfel der nahen Hügel und fernern Berge neigten sich so geheimnisvoll andächtig vor der sinkenden Sonne. Und zugleich klangten die Glocken der Kirche von Rom ihren Abendruf herüber und ihr Klang zitterte durch die milde süße Luft und widerhallte so feierlich in Bergen und Tälern. Die beiden standen oben aneinander gelehnt still und sahen und horchten hinaus in den fernern ahnungsvollen Frühlingshimmel und die weite, weite Erde.

Dann senkte Katharine den Blick und wies mit der Hand schweigend in den Garten unter ihnen. Lizzi sah hinab. Die Staketen um den Ziergarten lagen an fünf, sechs Enden zertrümmert, die tropischen Gewächse, die in den Gängen und Rondeaux in mächtigen Kübeln standen, Orangen, Bananen und seltene Palmenbäume waren verdorrt, vertrocknet, umgeworfen. In den Gängen hohes Gras und üppiges Unkraut, in den Blumenbeeten unter den seltensten Gewächsen Ferkel und Schweine wühlend, sich wälzend; in den Kübeln Welschhühner scharrend, gackernd und herumflatternd auf den Nesten der Citronen, der Pfirsichen, der feinsten Obstbäume — überall Gräuel der Verwüstung, der Zerstörung!

"Und die Felder, die schönen Felder, Lizzi — die Wege und Stege — kein Feld beackert, bebaut — Weizen, Welschkorn noch ungewendet vom vergangenen Herbst — Lieschen, und alles um den Jungen, um den lieben, guten Jungen!"

"Armer Obrist, armer Harry!" seufzte Lizzi. "Komm, Katharine, es ist so traurig und öde hier."

"Ja, es ist traurig und öde hier zum Erbarmen, komm. Ich muß es immer sehen und kann nichts tun. Du siehst es nur eine Minute und ich sehe es schon zwei Jahre und immer wieder."

"Und warum kannst du nichts tun, Katharine?" fragte Lizzi.

"Warum, ja warum kann ich nicht?" fragte Katharine verwundert. Und dann setzte sie nach einer Pause hinzu: "Ja, wenn du mir helfen würdest, Lieschen, wenn du wolltest — o, ich weiß, wenn du wolltest, Lieschen!"

"O, ich will, ich will, Katharine," rief Lizzi lebhaft. "Vielleicht kann ich euch dadurch ein wenig vergelten, was ihr für mich getan. Komm, wir wollen es in der Stube überlegen."

O, ich habe daheim, als meine Mutter gestorben, dem alten, kranken Vater geholfen die Wirtschaft führen bis an sein Ende und verstehe mich ein wenig auf Garten, Vieh und Feld."

"Aber er darf's nicht wissen, Lieschen, heimlich vor ihm wollen wir es tun," sagte Katharine freundlich lächelnd. "Er geht ja kaum einmal hinaus, und nie in das Nebenhaus, in seine Felder, nie in den Garten. Es ekelt ihn an, und ist ihm ein Gräuel. Komm, wir wollen es überlegen. Es würde ihn doch freuen, meine ich, wenn alles neu erstünde. Komm, wir wollen es überlegen," rief Katharine, und ihre lieben alten Augen glänzten, ihr Gesicht lebte auf bei dem Gedanken, daß es den Bruder doch freuen würde, wenn sie es täten.

Sie gingen in das Haus zurück, um zu überlegen.

IV.

Wenn der Obrist nicht so tief in seine strategischen Studien vernarrt und in seine buntköpfigen Nadeln verirrt gewesen wäre und mehr Sinn und Verständnis für Frauenarbeit gehabt hätte, dürfte ihm schwerlich entgangen sein, was sich innerhalb seines Hauses seit jenem Frühlingsabende zutrug, wo die Schwester und Lieschen es sich überlegten. So aber hörte er weder das Klopfen und Rumoren und Räden in den Nebenräumen des Hauses, noch fiel ihm das Gehen und Kommen von Leuten allerlei Art und Geschlecht auf, die mit Hacken, Rechen und Spaten an seinem Fenster vorüber um die Ecke nach Hof und Garten einbogen. Er bemerkte noch viel weniger, daß die Handarbeit seiner Schwester und Lizzi's nicht um ein Haar breit von der Stelle rückte, obwohl er jetzt hin und wieder stundenlang in der Wohnstube saß und sich mit ihnen über allerlei Dinge unterhielt, von welchen er merkwürdigerweise annahm, daß sie ihnen ebenjo interessant seien, als ihm selber.

Sie hörten auch mit gebührender Aufmerksamkeit zu, wenn er ihnen die Schlachtpläne von Lionville und Sedan auf das speziellste deklarirte und die Laufgräben um Straßburg, Belfort und Paris eröffnete und sich gewöhnlich erst dann in sein Cabinet zurückzog, wenn die Sehnsucht nach seiner Pfeife, welche er zu Katharinens gerechtfertigter Verwunderung im Wohnzimmer mit Rücksicht auf Lizzi's leidenden Zustand nicht mehr rauchte, unabweislich ward.

Ein Tag, eine Woche nach der andern verging. Der Krieg, den der Obrist gegen den Erbfeind Deutschlands in seinem Cabinet nachträglich mit rastlosem Eifer und Aufwand aller Mittel bis auf's Messer führte, näherte sich dem Friedensschlusse.

Priam trottete täglich auf das Postbureau und brachte täglich "Nichts aus Germany."

Das Klopfen und Rumoren in dem Hintergebäude hatte allgemach aufgehört und die Leute mit Spaten und Hacken und Rechen schienen nichts mehr in der Villa zu schaffen zu haben. Aber ein neuer Gast — der Frühling — war ins Land gekommen mit leisen bedächtigen Schritten und breitete seinen blühenden Segen über Berg und Thal, um für das bevorstehende Osterfest Himmel und Erde in schönste Feiertracht zu kleiden. Das Kleid war auch richtig zur bestimmten Stunde fertig. Als der erste Osterfeiertag sich heute von seinem Lager erhob, glänzte die Frühlingssonne vom lichtblauen unbewölkten Himmel lachend und strahlend über Stadt und Land, über Berg und Wiesen, über Bäume und Blumen, daß es des feierlichen Läutens der Glocken vom Kirchturm nicht bedurft hätte, um auch den Menschen in Rom Freude und Frieden zu verkünden und die heilige Botschaft: "Christ ist erstanden!"

Es mochte wol außer diesen feierlichen Glockenklingen ein Hauch der österlichen Auferstehungslust auch in das Cabinet des Obristen und in sein Herz gedrungen sein. Er stand zur Morgenstunde mit über die Brust gekreuzten Armen am Fenster und hatte die Blicke in ernster feierlicher Ruhe auf in den blauen, golddurchzitterten Glanz des Himmels gerichtet und der Engel des Friedens senkte die Palmen über seine Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Gottsched, Göthe, Lessing.

Ein Stück Kulturgeschichte.

(Fortsetzung statt Schluss.)

Lessings siebzehnter Literaturbrief ist der beste Beweis, wie schwer es ist, sich bei der Beurteilung und Bekämpfung von Gegnern in den Grenzen strengster Gerechtigkeit zu halten.

Lessing und Gottsched waren Gegner von der Zeit an, da Lessing sich dieselbe Aufgabe gestellt hatte, als vor ihm Gottsched, — ein Reformator der deutschen Literatur zu werden.

Schulter an Schulter konnten die beiden nicht kämpfen, — dazu war der Unterschied der Befähigung zu groß und das Selbstgefühl gerade des weitaus weniger Befähigten viel zu sehr entwickelt.

Statt sich als den Vorläufer der Reformation deutscher Literatur zu geben, wozu er als völlig berechtigt heute noch erkannt werden muß, hielt er sich sehr bald nicht nur für den Reformator selbst, sondern trat ganz unversehrt wie ein Heiland unserer Literatur auf.

Solche Selbstüberschätzung mußte ihn lächerlich machen, mußte seine wirklichen Verdienste in Schatten stellen.

Gottsched hatte, wie Lessing ausdrücklich zugibt, die Verderbnis der dramatischen Poesie eingesehen und war der erste gewesen, welcher unerschrocken und energisch daranging, ihr abzuhelfen.

Das erstere ist anerkenntniswert, das letztere ist unzweifelhaft ein Verdienst.

Gottsched würde sich als ein Genie bewährt haben, hätte er die Mängel der französischen Dramatik erkannt und, über sie, die von aller fremden Literatur in Deutschland am meisten bekannt und beliebt war, hinausgreifend, angeknüpft an die lebensvolle, jugendfrische, mächtigere die Gemüter ergreifende, dem Charakter des deutschen Volkes viel mehr entsprechende Dramatik der Engländer, insbesondere Shakespeares.

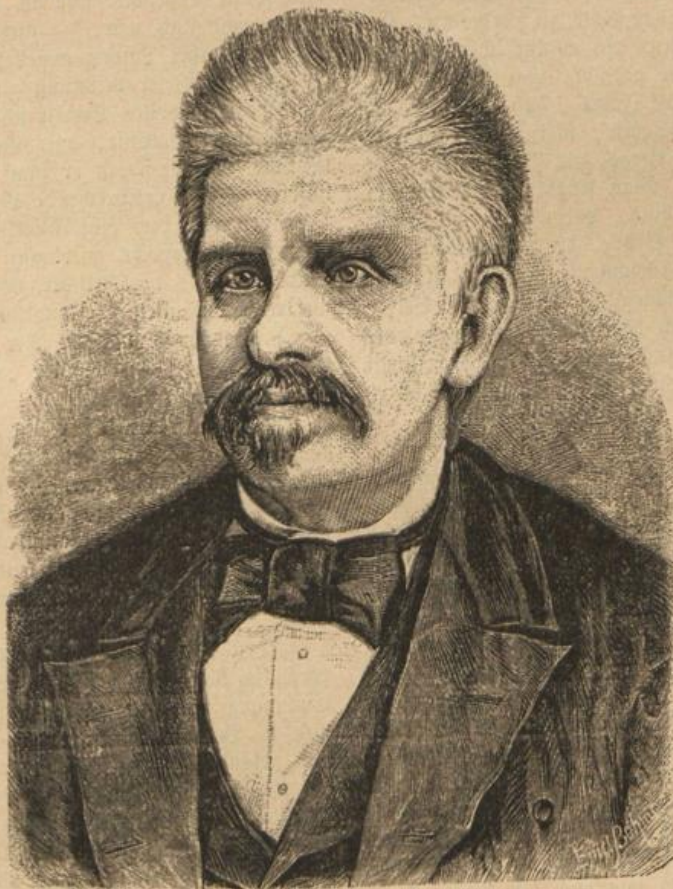
Und noch weit mehr als solche Erkenntnis und die Uebernahme solch einer Aufgabe, erforderte ihre Durchführung ein Genie ersten Ranges, gewaltigster Tatkraft.

Gottsched war kein Genie und Lessing war eines der größten, welches die Menschheit hervorgebracht; Lessing vermochte der Literaturbewegung vieler nach ihm kommenden Generationen den Stempel seines Geistes aufzudrücken, weil er das innerste Wesen und das treibende Element dieser Bewegung erfaßt hatte, weil sich die edelsten Kräfte des Volksgeistes in dem seinen vereint fanden. — Wie vielen Menschen ist solche Stellung hoch über dem Strome der Zeit gegönnt und von wem darf verlangt werden, daß er sie sich erobert?

Und was verlangt dieser 17. Literaturbrief alles von Gottsched? Dieser sollte das deutsche Drama der damaligen Vergangenheit nicht nur kennen, sondern aus dieser Kenntnis auch ein nach Lessings Einsicht richtiges Urteil über das innere Wesen der dramatischen Bedürfnisse des deutschen Volkes gewonnen haben; dieselbe Kenntnis und dasselbe zutreffende Urteil sollte

er auch bewähren in bezug auf das englische Theater und dessen dem deutschen Volkscharakter entsprechende Elemente; nicht minder in bezug auf das französische Theater und dessen mit der französischen Charakteranlage übereinstimmenden und der deutschen widersprechenden Inhalt und Kern.

Das heißt das Menschenmögliche verlangen an Wissen und Verständnis. Es hieß sogar mehr verlangen als für Gottscheds Wirksamkeit gut gewesen wäre.



Theodor Drobitsch. (Seite 611.)

Lessing spricht von dem deutschen Volke und dessen Bedürfnissen; das deutsche Volk hatte aber damals noch garnicht zu entscheiden, was für Dramen auf den Wanderbühnen jener Zeit sich als beifallswert erweisen könnten. Auf das deutsche Volk bei der Theaterreformation rechnen, hätte für Gottsched nichts anderes bedeutet, als einen in vorläufig unabsehbarer Zeit fälligen Wechsel ziehen auf jemanden, von dem sehr zweifelhaft sein mußte, ob er jemals in die Lage käme, ihn zu honoriren. Gottsched war nicht der Mann, sich ein Publikum zu schaffen. Er mußte es nehmen, wie er es fand. Und er fand es „französisch“, — darum schuf er ein „französisches“ Theater und setzte — nicht das absolut Gute — sondern nur das Bessere an die Stelle des Schlechten.

Gottsched hat auf den 17. Literaturbrief geantwortet oder vielmehr antworten lassen. Die Antwort war nicht übel; sie ward gedruckt in einer 1760 in Frankfurt und Leipzig erschienenen Schrift betitelt „Briefe über die Einführung des englischen Geschmacks in Schauspielen“, worin sich der Verfasser in keineswegs geistloser und langweiliger Art

zu zeigen bemüht, daß das, was Lessing für den wahren deutschen Geschmack ausgibt, dieser keineswegs ist und daß auch das Urteil Lessings über den englischen Geschmack eine Korrektur sehr wohl vertragen könne.

Am besten sind diese Antwortepisteln da, wo sie auf die Bemerkung Lessings über die Neuberin und die Vertreibung des Harlekins durch Gottsched eingehen.

Der fragliche Passus enthält eine unzweifelhafte Widerlegung Lessings und ist um so interessanter, als er den Irrtum berichtet, welcher bezüglich der berühmten und berüchtigten Harlekinsvertreibung*) noch heute verbreitet und in allen großen Literaturgeschichten, sowie auch in Debrients ausgezeichneten Geschichte des deutschen Theaters, zu lesen ist**).

Wie wir oben gesehen haben, verlegt Lessing die dramatischen Reformbemühungen Gottscheds in die Zeit „als die Neu-

*) Die Neuberin, die bekannte Theaterprinzipalitin, sollte auf Betreiben Gottscheds eine feierliche Verbrennung der bis dahin für unentbehrlich gehaltenen Figur des Hanswurstes aufgeführt haben.

**) Siehe über das Obige Danzel „Lessing und seine Zeit“, 454, 55, 56 und 495, 96, 97.

berin blühte und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen.“

Darauf erwidern die „Briefe die Einführung des englischen Geschmacks betreffend“:

„Wie nimmst der Herr? Als sie noch jung war, als sie als Actrice auf dem Theater blühte? O! hier verrät der Herr Niemand seinen Mangel an Kenntniß vergangener Zeiten. Damals stand sie unter dem Direktor Hofmann und hatte nichts zu befehlen. Man konnte sich also nicht um sie durch die Verbesserung der Bühne verdient machen. Es wird daher heißen sollen: Als die Neuberin endlich über ihren Mann den Meister spielte und die Bühne unter ihrer Herrschaft blühte? Allein, das kann es wieder nicht heißen, denn damals war die Verbesserung, wovon die Rede ist, längst unternommen und ausgeführt worden: sie hingegen hab eifrig an, durch allerlei wildes Zeug, durch Singen und Tanzen das Gute zu verderben. Es ist also nichts gesagt; es müßte denn ein unglücklicher Witz dahinterstecken sollen. Hofmann, wie gedacht, war Direktor der hiesigen Bande, nur es war um die Jahre 1725, 26 und 27, als ihm verschiedene leipziger Gelehrte, worunter auch Herr Professor Gottsched war, rieten, etwas zur Verbesserung der hiesigen Bühne zu unternehmen. Man fragte ihn, warum er denn nicht die Stücke des Gryphius, Lohensteins und Hallmanns (also grade ältere deutsche Stücke, die sich vielfach dem von Lessing bevorzugten englischen Geschmack näherten) spielte? Allein er behauptete, es wäre unmöglich, weil sie in Versen wären. Verse, sprach er, lassen sich heutzutage nicht mehr auf dem Theater bringen; und überhaupt sind diese Stücke zu ernsthaft und ohne lustige Person: der Ehre, die sie haben, nicht zu gedenken. Man mochte ihm nun sagen, was man wollte, so blieb er dabei, es lasse sich nicht tun.“

Anno 1728 zerbrach sich diese Gesellschaft in Hamburg, wo sie damals war, und der größte Teil der Komödianten blieb beim damaligen Harlekin Müller, der sich zum Haupte aufwarf. Neuber aber kam mit 4 Personen nach Leipzig, in Absicht sich hier festzusetzen. Das Schlimmste war, er hatte keinen Harlekin. Man fragte ihn daher nach den damaligen Begriffen voller Verwundrung, was er doch immer ohne Harlekin machen oder wo er einen herkommen wollte? Ich werde einen haben, war seine Antwort, Sie werden ihn sehen, ich werde gewiß einen haben! — Er eröffnete sein Theater und siehe da! er selbst, das leibhaftige Gegenstück vom Kleinen, gewandten Harlekin erschien in der lustigmachenden Zude: worinnen er noch um die Hälfte schwerfälliger und hölzerner aussah, als er schon wirklich war. Man kann sich leicht einbilden, wenn man anders Neubern gekannt hat, daß er dieser lustigen Person wenig Ehre gemacht haben wird. Inzwischen, so schlecht ihm auch sein Unternehmen gelang, so wollte er sich doch nicht entschließen, diesen wichtigen Posten mit einem würdigeren Subjekte zu besetzen. Warum das? weil er an Hofmanns Beispiel gelernt hatte, daß der Harlekin allezeit Herr von der Bande und ihrem Haupte sei, und ihm trotzten könnte, wann er wollte.

Aus Furcht also, über seine eigne neue Bande bei irgend einer künftigen Zwistigkeit nicht Herr zu sein, wagte es Neuber, den Harlekin ganz abzuschaffen, und man sieht hieraus, daß Neubers eigener Nutzen alles das getan, was Ihr Freund gerne Gottscheden zuschrieb. Er und andre Freunde des guten Geschmacks wünschten diesen kühnen Schritt mehr, als daß sie ihn hofften. Ja, mit aller angewandten Mühe, und mit allen ihren Rathschlägen würden sie das nimmermehr ausgerichtet haben, was der Eigennuz hier so leicht bewerkstelligte. Die feierliche Abdankung dieser Hauptperson gehörte also einzig und allein dem Neuberischen Wize an, ohne daß Herr Professor Gottsched einen andern Anspruch daran zu machen hat, als daß er solche längst gewünscht, dazu geraten und die Vollziehung mit Vergnügen gesehen.“

Singen nun diese Gottscheds Sache mit viel Geschick und, wie wir eben gesehen haben, stellenweise sogar mit entschiedenem Erfolg verfechtenden Briefe auch nicht aus Gottscheds eigner Feder hervor, so enthielten sie doch gottschedische Gedanken, denen wie

Danzel wahrscheinlich richtig vermutet, seine kluge Frau Abeggunde Viktorie Gottsched, geborene Kulmus, die gewandte und ansprechende Form verlieh.

Noch in einer andern sehr bedeutsamen Beziehung ist Gottsched unterschätzt, oder vielmehr sein Verdienst ganz übersehen worden.

Gottsched, der bis heute von den meisten der Literaturkunde Besessenen für einen ideenlosen Pedanten gehaltene Gottsched ist der erste gewesen, welcher die Idee einer deutschen Gesamtliteratur gefaßt hat.

Die Aufgabe, welche die Streiter und Heroen der deutschen Schriftwelt des 18. Jahrhunderts von Klopstock bis Goethe gelöst haben — indem sie mit Bewußtsein und Absicht eine Literatur schufen, welche in ihrem Wesen dem ganzen deutschen Volke angehörte und in ihrem Außerlichen dem ganzen Volke zugänglich war, — diese Aufgabe hat Gottsched zuerst angedeutet, ihre Lösung angebahnt.

Auch in dieser Richtung ging freilich Lessing sogleich einen hochbedeutungsvollen Schritt über ihn hinaus — nicht nur eine gemeinsame Literatur, wie Gottsched, verlangte er für das deutsche Volk, sondern er schuf eine eigenartige, dem Charakter unseres Volkes entsprechende Literatur.

Aber auch hier muß Gottsched als verdienstlicher Vorläufer unserer Kulturepoche anerkannt werden, — nicht wie es stets geschah, — als verächtlicher, verdammens- oder belachenswerter Vertreter der alten überwundenen jämmerlichen Literaturzeit.

Von weitaus anderer Art als Gottsched war der zweite Gegner Lessings, welchen die „N. B.“ gleich jenen ihren Lesern im Bilde vorgeführt hat.

Johann Melchior Göze war seines Zeichens ein Pfaff, oder um anstatt dieser anrüchigen Bezeichnung eine an sich unverschämliche zu gebrauchen — ein Streiter der Kirche.

In der freien Reichsstadt Hamburg waltete er seines Amtes als orthodox lutherischer Hauptpastor an der St. Katarinenkirche.

Hier lernte ihn Lessing kennen. Ueber die erste Begegnung mit diesem Manne Gottes vermerkte Lessing in seinem Tagebuche:

„Den 24. Januar 1769 habe ich den Senior Göze zuerst persönlich kennen lernen. Ich besuchte ihn auf seine wiederholte Einladung und habe einen in seinem Betragen sehr natürlichen und in Betracht seiner Kenntnisse garnicht unebnen Mann in ihm gefunden.“

Lessing wiederholte seine Besuche, unterhielt sich mit dem Pastor über mancherlei gelehrte Dinge und ließ sich wohl mitunter dessen gute Rheinweine trefflich munden.

Daß Göze schon damals mit gutem Grunde im Rufe eines blindwütigen Eifers für christlichen Buchstabenglauben galt, genirte ihn damals nicht; dem tüchtigen Bibliographen und leidlichen Kunstkennner und Münzverständigen ließ er seine theologischen Schrullen vorläufig noch hingehen.

Göze war auch nicht schlimmer als sehr viel andre seines Berufes wie aller Berufe und Zeiten; — wo in aller Welt fände man keinen Rechthaber, keinen Kezerverfolger, keinen Menschen, dem der ärgste überlieferte Irrtum nicht weit lieber wäre als die erhabenste, neuentdeckte Wahrheit?

Aber Göze hatte die für ihn zum Verhängnis gewordene Dreistigkeit, sich Lessing entgegenzustellen, als er voll heiligen Ernstes und gewaltiger Geisteskraft an die Untersuchung gegangen war, was an der christlichen Religion Wahres sei, und diese Dreistigkeit büßte er mit dem Fluche einer Lächerlichkeit, die bestehen wird, solange die deutsche Literatur lebt.

Grade zu jener Zeit — im Beginn des letzten Drittels vom vorigen Jahrhundert — tat eine ernste Untersuchung der Christenreligion auf ihren Wert not.

Einerseits ließ die lutherische Orthodoxie ihrer Herrschaft und Verfolgungswut ungestraft den Bügel schießen, andererseits suchten leichtbentlige Rationalisten dem alten derben, aber wurmfestig werdenden Glaubenschristentum mit der Lünche ihrer Vernünftelci ein neues republikisches Ansehen zu geben, — jene geschäftigen Sammler all der tausenderlei Stäubchen und morschen Fäden

ten. Gupfow sagte mir einmal: Ich habe mir in Berlin die Finger wund geschrieben, ehe ich des ersten Honoraralers ansichtig wurde. Noch bessere Dinge wußte Holtei zu erzählen, namentlich von Theodor Hell („Abendzeitung“) und von Ferdinand Philippi („Merkur“). Als er von letzterem einmal ein Honorar für eine gelieferte Novelle und etliche Gedichte verlangte, drohte ihn dieser wegen Injurien zu verklagen. Nun erst August Lewald. Er sagte mir einmal: Als ich nach dreijähriger Tinteverschwendung in Hamburg für den Druckbogen drei preußische Taler empfing, machte ich einen Luftsprung. Also, guter Freund, Geduld. Die Traube wird mit Füßen getreten, wenn sie Nektar spenden soll. . . .“

Im Jahre 1847 übernahm er die Redaktion eines unter dem etwas geschmacklosen Titel „Zeitung für die elegante Welt“ zu Leipzig erscheinenden belletristischen Blattes, dessen Leitung er bis zum Jahre 1859 behielt; daneben gab er das „Wiz- und Karikaturen-Magazin“ (1848—1850), den „Leipziger Telegraph“ (1855), den „Ameisentaler“ (seit 1853 bis zu seinem Tode) heraus und war ferner für zahlreiche Zeitschriften und Taschenbüchern, wie den von Herloßsohn redigierten „Komet“, den „Dorfbarbier“ von Ferdinand Stolle, den „Charivari“, den „Leuchthurn“ von Ernst Keil, das „Familienjournal“, die „Gartenlaube“, mit deren Anfängen sein und Ferdinand Stolle's Namen noch verknüpft ist, die „Fliegenden Blätter“ zc. zc. literarisch tätig. Im Laufe der Jahre hat er eine schier außerordentliche Menge von Romanen, Novellen, Satyren, Humoresken, dramatischen Schriften, Operntexten, Jugendbüchern und Gedichten veröffentlicht. Von Anfang an charakterisierte sich die von ihm eingeschlagene Richtung dadurch, daß er seine Stoffe meist aus dem Volks- oder Künstlerleben entlehnte.

Trotz aller Mühsal, die er gerade in dieser Stadt zu ertragen hatte, dachte er doch immer mit besonderer Liebe an Leipzig zurück, „die Stadt“ — wie er sich einmal gegen mich äußerte — „wo ich vierzig Jahre verlebt habe und jeden Pflasterstein kenne.“ Mit Herloßsohn, dem weicherzigen Dichter des volkstümlichen Liedes: „Wenn die Schwalben heimwärts ziehen,“ Ferdinand Stolle, Adolf Böttger und dem Komponisten Lortzing bildete er eine edle, durch innige Freundschaftsbande verknüpfte Gemeinschaft, man sieht, mit Männern, deren Denken und Trachten im Volke wurzelte, und die eben darum dem letzteren liebge worden sind. Sie haben wader manches gemeinsame Leid miteinander getragen, und sind auch mit einander aus voller Seele fröhlich gewesen. Laut und ausgelassen genug ist es bisweilen hergegangen, wo sich die im Besitze einiger Groschen schon übermütige Künstlerverbrüderung einfand; man wußte in jenen Jahren, wo die Gelehrten des „Dorfbarbier“ und der Komponist von „Bar und Zimmermann“ eine unerhörte Popularität genossen, sich in Leipzig manches davon zu erzählen. Wehmütig erwähnte er in seinen Briefen an mich oft jener Leipziger Jahre. Im November 1876, nachdem er wieder einige Tage daselbst verweilt, schrieb er mir: „In Leipzig, wo ich meine Jugend verbracht und so viele Jahre gelebt, wanderte ich oft mit seltsamen Gedanken durch die Straßen. Die alten Freunde alle tot. Ich stand an den Gräbern von Herloßsohn, Adolf Böttger, Roderich Benedix, an dem Denkmal von Karl Böllner — alle im Reiche der Schatten, mit denen man gelebt in guten und bösen Tagen. Alle gestorben als arme Teufel, trotz ihrer Mühen, was leider auch das Loos von Gupfow sein wird, welcher mir noch unlängst seinen neuen Roman: „Die neuen Serapionsbrüder“ für das Feuilleton der „Dr. Pr.“ anbot, um solchen noch einmal zu „verklappen“. Auch so ein armer Erdenringer, dem man dereinst ein Denkmal setzen wird“ zc. Dann zwei Jahre später, am 11. November 1878: „Heute vor siebenunddreißig Jahren hielt ich bei dem Leipziger Schillerfest die Festrede mit dem von Lortzing komponierten Melodram am Schluß. Nach mir sprach Robert Blum. Wo ist die Zeit hin?“ Und im Januar des vorigen Jahres, wo ich einige Monate in der Redaktion der „Neuen Welt“ tätig, in Gohlis weilte: „Im Sommer 1842 wohnte ich mit Robert Heller vier Monate in Gohlis; Georg Herwegh knipp zwei Tage bei mir. Adolf Böttger kam alle Tage heraus und las mir seine Byron-Üebersetzung unter Vertilgung diverser „Döppchen“ vor. . . . Ach, könnte ich diese Zeit zurückrufen; es waren herrliche Tage, wenn mich Herloßsohn, Marggraff, Karl Beck zc. besuchten und wir hinüber nach Eutritzsch oder nach Mödern wanderten. . . .“

Im Jahre 1859 siedelte er nach Dresden über und trat in die Redaktion der „Dresdener Nachrichten“ ein, zu deren Verbreitung er durch seine humoristische Feder das allerwesentlichste beigetragen hat. Nachdem er 1872 diese Stellung aufgegeben, war er dann noch einmal für das Feuilleton der fortschrittlichen „Dresdener Presse“ redaktionell tätig. Während dieser Zeit wurden die ersten Fäden unserer gegenseitigen Beziehungen geknüpft. Es war im Oktober 1874, als mein

erster Brief, unter Beischluß eines Manuskripts für das Feuilleton der „Dresdener Presse“ an ihn abging. Er antwortete beinahe umgehend mit einem überaus freundlichen Schreiben; es hatte nichts von jener unangenehmen Glätte und geschäftsmäßigen Kälte, die solchen Mitteilungen in der Regel eigen ist, und die man bei längerer journalistischer Tätigkeit mit dem großen Drang der aufreibenden Redaktionsarbeiten zu entschuldigen sich gewöhnt. Er plauderte gleich frisch und vertraut aus der Seele heraus und erfreute mich mit mehreren interessanten Nachrichten über den unglücklichen Stürmer und Dränger, Christian Dietrich Grabbe, auf den sich meine für den Druck eingedachte Arbeit bezog. Er teilte mir mit, daß er „vor länger denn zwanzig Jahren eine Art Novelle geschrieben habe, worin das Treiben Grabbe's in Leipzig vorkam.“ Er wohnte erst am Fuchthauspförtchen, später in der Burgstraße. Der Dr. Raundorf schildert ihn mir als einen genialen, aber etwas lächerlichen Menschen. Im kleinen Kuchengarten wußte er den mit Kaffeetunke überschütteten Tisch mit seiner Müze ab. . . . Professor Amadeus Wendt gab mir auch ein Bild von ihm; sodann später einmal Zimmermann und der Schauspieler Keger. Die Idee, Schauspieler zu werden, hegte Grabbe schon in Leipzig, als er bei Wendt eines seiner Lustspiele vorgelesen, wo er so unendlich geschrieen, daß Wendt ihn beschwor, sich zu mäßigen. . . . Nach Zimmermann's Rede ist es falsch und als eine Lüge zu bezeichnen, daß er den Dichter habe Rollen abschreiben lassen, um ihm etwas Verdienst zukommen zu lassen. Er habe alles getan, um den Gesunkenen aufzurichten, der bis mittags zwölf Uhr im Bette gelegen habe und dann — gepöckelt. . . . Tied war später ihm feindlich gesinnt, nachdem ihm Grabbe's Schrift: „Ueber die Shakespeareomanie“ zu Gesicht gekommen. Im „Gothland“ empörte ihn die Stelle: „Sokrates und Nero sind von gleichem Wert.“*)

*) Vgl. die Tragödie Herzog Theodor von Gothland, IV. Akt, 1. Szene.

(Schluß folgt.)

Der heilige Kreuzberg in Colorado. (Illustration s. Seite 605.) Colorado, ein Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1861 aus Teilen von Kansas, Utah, Nebraska und Neumexiko gebildet, wird durch seine Felsgebirge in 3 natürliche Regionen geteilt. Unter diesen Felsgebirgen sind solche, welche bis über die Schneelinie emporragen. Die Natur, welche sich bisweilen in seltsamen Formspielen gefällt, hat einem dieser Berge das Symbol der Christenheit aufgeprägt; indem nämlich eine vom Gipfel des Berges abwärts laufende Rinne von einer Querrinne durchschnitten wird. Der Schnee, der sich in diesen Rinnen ablagert, bildet so das Zeichen eines weißen Kreuzes, und fromme Seelen haben hier Gelegenheit, allerlei erbauliche Phantasien an den Mann zu bringen. Auch Europa hat seinen heiligen Kreuzberg. Es ist der höchste Berg der Rhön bei Bischofsheim, 931 m hoch, mit breitem, kahlen Gipfel, auf dem ein 26 m hohes hölzernes Kreuz steht, zum Gedächtnis des Kreuzes, das der heilige Kilian, der Apostel Frankens, schon 668 hier aufgespant haben soll. St.

Literarische Umschau.

Schauen und Schaffen. Neue Gedichte von Albert Möser. Stuttgart, 1881. Verlag von Levy und Müller.

Möser ist keiner von den Duzendpoeten, wie sie auf Weihnachten in zierlichen Godtschnittbändchen den Büchertisch unsicher zu machen pflegen. Das erkennt man sogleich, man mag das Buch aufschlagen wo man will. Sind wir auch weit davon entfernt, ihn Goethe oder Schiller an die Seite zu stellen, wie es von manchen Kritikern gesehen ist, so dürfen wir ihn ohne Bedenken den Dichtern vom Range Platens anreihen, an den auch seine Formgewandtheit in Bewältigung schwieriger Rhythmen lebhaft erinnert. Die kunstvoll gefeilten Verse von musikalischem Wohlklang schmiegen sich als anmutiges Gewand um Gedanken voll Hoheit und Würde, die überall den Stempel eines ächten, nicht erheuchelten Idealismus an der Stirn tragen. Möser ist Idealist im schönsten Sinne des Wortes, und weil die reale Welt dem Idealismus auf Schritt und Tritt Hindernisse bereitet, darum trägt die Harfe des Sängers einen leichten Trauerflor, ein pessimistischer Grundton durchklingt seine Lieder, der aber keineswegs pathologisch gesteigert ist. St.

Inhalt: Verschlungene Lebenswege. Roman von Franz Carion. (Fortf.) — Josef Garibaldi. (Fortf.) — Edle Liebe. Novelle. (Fortf.) — Gottsched, Göthe, Lessing. Ein Stück Kulturgeschichte. (Fortf. statt Schluß.) — Der Volksschriftsteller Theodor Drobisch. Ein Gedichtblatt dem Heimgegangenen. Von Dr. Max Vogler. (Mit Illustration.) — Der heilige Kreuzberg in Colorado. (Mit Illustration.) — Literarische Umschau: Schauen und Schaffen.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. Redaktion: Neue Weinsteige 23. — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart.

Druck und Verlag von J. H. W. Dieß in Stuttgart.